

saninstituten gleichen Namens gespeist werden soll. Dieses Finanzierungssystem ersetzt die bisherigen staatlichen Zuwendungen in Form der sog. „Congrua“, die als Ersatz für enteignetes Kirchengut jenen Geistlichen gewährt wurde, die ihren Unterhalt nicht voll oder gar nicht aus kirchlichen Benefizien finanzieren konnten. Um der Kirche einen Ersatz für die Congrua zu schaffen, sollen entsprechende steuerliche Voraussetzungen geschaffen werden. Einmal soll künftig jeder Italiener jährlich einen Betrag von bis zu einer Million Lire (ca. 1620,- DM) zugunsten des Zentralinstituts für die Klerusbesoldung steuerfrei spenden können; zum anderen darf künftig jeder italienische Steuerzahler acht Tausendstel seiner Lohn- bzw. Einkommensteuersumme nach freier Verfügung kirchlichen oder wohltätigen Zwecken zuwenden.

Mit dieser Regelung ist Italien entgegen ersten Meldungen in der deutschen Presse weit entfernt von einem Kirchensteuersystem, das dem deutschen auch nur annähernd ähnlich wäre. Die immer schon äußerst bescheidene Congrua – der Maximalbetrag, den ein Pfarrer einer völlig mittellosen Pfarrei bisher vom Staat erhalten konnte, lag bei ca. 1180,- DM – wird nicht durch Zwangsabgaben, sondern durch ein System kirchlicher Selbstfinanzierung ersetzt, das auf völliger *Freiwilligkeit* beruht.

Das neue System bringt den Vorteil einheitlicher Regelung, schafft allerdings große *diözesan- und nationalkirchliche Bürokratien* und macht den einzelnen Geistlichen – zu diesem Punkt war auch die meiste inneritalienische Kritik, gerade auch von Klerikern selbst, zu hören – abhängiger von den kirchlichen Behörden. Durch Vereinheitlichung der Besoldung wird das System allerdings gerechter und grenzt Privilegien und Zufälligkeiten stärker ein. Da es sich bei dem System aber nur um eine *Basisversorgung* handelt, werden italienische Geistliche trotzdem auch künftig im Einzelfall über sehr unterschiedliche Einkommen verfügen. Aber insgesamt wird der italienische Klerus auch in Zukunft ein sehr armer, vielleicht noch ärmerer Klerus sein.

## US-Wahlkampf

Religion ist zu einem der Schlüsselthemen des Vorwahlkampfes zu den *US-amerikanischen Präsidentschaftswahlen* im November dieses Jahres geworden. Obwohl dies allein für amerikanische Verhältnisse kein neues Phänomen darstellt – erinnert wird immer wieder an die Präsidentschaftswahlen von 1960, bei denen es um die Frage ging, ob ein Katholik (John F. Kennedy) Präsident der Vereinigten Staaten werden könne –, die Deutlichkeit, mit der der derzeit noch und aller Wahrscheinlichkeit nach auch weitere vier Jahre amtierende Präsident *Ronald Reagan* und seine Herausforderer *Walter Mondale* und *Geraldine Ferraro* ihre religiösen Überzeugungen in die politische Waagschale legen, überrascht denn doch – zumal diesseits des Atlantiks.

Im Gegensatz zu 1960 geht es diesmal nicht um die konfessionelle Zugehörigkeit der Kandidaten, auch nicht um deren religiöse Überzeugungen im engeren Sinn, sondern um deren Auffassungen in Sachen *Moral*. Ronald Reagan erhält schon seit langem beträchtliche Unterstützung von der stark fundamentalistisch geprägten amerikanischen Rechten, verkörpert durch den Gründer der über sechs Millionen zumeist protestantische Mitglieder umfassenden Gruppe der „Moral Majority“, den baptistischen Pastor *Jerry Falwell*. Reagan kämpft an denselben Fronten wie Falwell: gegen die Abtreibung, gegen den Kommunismus, gegen den moralischen Niedergang Amerikas in jedweder Form. Noch rechtzeitig ist es Reagan gelungen, eine seiner alten Forderungen durchzusetzen, nämlich dem Gebet Eingang in die Schulen zu verschaffen (vgl. HK Mai 1984, 201f.). Das Repräsentantenhaus nahm Gesetze an, nach denen Augenblicke für stilles Gebet bzw. Meditation an den Schulen sowie religiöse und politische Versammlungen auf dem Schulge-

lände außerhalb der eigentlichen Schulzeit zugelassen sind.

Religion zum Thema des Wahlkampfes machte aber vor allem die erste Frau als Kandidatin für die Vizepräsidentschaft, die katholische Italo-Amerikanerin Ferraro. Sie warf Reagan vor, er bezeichne sich zwar ständig als einen guten Christen, seine Politik sei jedoch „schrecklich unfair“. Die republikanische Seite antwortete hierauf nach dem Motto: Wer im Glashaus sitzt, sollte besser nicht mit Steinen werfen, und hielt der Überraschungskandidatin ihre Haltung in der *Abtreibungsfrage* vor. In den USA besteht seit 1973 für den Schwangerschaftsabbruch eine Fristenlösung (vgl. HK März 1973, 121–124). Und die Katholikin Ferraro möchte daran keineswegs etwas geändert wissen, da sie zwar persönlich gegen die Abtreibung eingestellt ist, jedoch die freie Entscheidung der Frauen in dieser Angelegenheit gewahrt sehen möchte. In einem Pressegespräch sagte sie inzwischen zu dieser Diskussion, sie würde es durchaus vorziehen, Religion nicht zum Thema des Wahlkampfes zu machen. Solange man nicht darüber diskutieren wolle, ob Reagans Haushalts-Politik mit der christlichen Tradition vereinbar sei, solle man auch unterlassen, darüber zu diskutieren, ob ihre Position zugunsten der Entscheidungsfreiheit der Frau bei Abtreibung mit der katholischen Tradition vereinbar sei (NC News Service, 17. 7. 84).

Die Katholische Kirche hat ihre Haltung in der Abtreibungsfrage bekräftigt, wie sie dies auch schon im Frühjahr in einer Erklärung der U.S. Catholic Conference aus Anlaß der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen getan hatte (NC News Service, 4. 4. 84). Bischof *James Malone* von Youngstown/Ohio erklärt jetzt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Amerikanischen Bischofskonferenz, persönliche Moralvorstellungen sollten keinen Einfluß auf politische Entscheidungen haben. Den Kandidaten empfahl er, ihre religiösen Überzeugungen nicht als Wahlkampfparolen zu mißbrauchen.

Geraldine Ferraro, deren Haltung in



der Abtreibungsfrage von Mondale geteilt wird, steht vor der Alternative: Schlägt sie sich auf die Seite der Abtreibungsgegner, verliert sie die Unterstützung vieler Frauen, zumal der Feministinnen. Bleibt sie bei ihrer Haltung, gefährdet sie ihren Rückhalt in der katholischen Bevölkerung. Im übrigen aber gibt diese Wahlkampfauseinandersetzung einen Vorgeschmack auf bevorstehende Debatten über die Haltung der Kirche zur Wirtschaft. Der erste Entwurf eines Hirtenbriefs der amerikanischen Bischöfe zu diesem Thema soll mit Rücksicht auf die Präsidentschaftswahlen erst im November veröffentlicht werden. Es könnte der Fall eintreten, daß die Katholische Kirche es sich mit dieser Erklärung gerade bei denen verdirbt, die in der Abtreibungsfrage ihre stärksten Verbündeten sind.

nt

## Olympia

Sport hat natürlich etwas mit dem „Streben nach der Grenze“ (NOK-Präsident *Willi Daume*) zu tun, mit Leistung. Was 14 Tage lang aus Los Angeles von den Olympischen Spielen kommentiert und analysiert wurde, geht jedoch sehr viel weiter: Mit einer Leichtigkeit wurde dort von Sportlern gesprochen, die *aus dem Wege zu räumen*, von Gegnern, die *auszuschalten* seien, wie man es kaum für möglich gehalten hätte. Die These, daß Sport Krieg mit anderen Mitteln darstelle, erfuhr eine neuerliche Bestätigung. Wen wundert es da noch, wenn die US-amerikanische Fernsehgesellschaft ABC die solchermaßen apostrophierten Gegner gar nicht erst zeigte, sondern sich auf diejenigen Sportler beschränkte, mit denen sie ein kräftiges amerikanisches Wir-Gefühl verband? Der eine räumt Gegner aus dem Weg, der andere behandelt sie, als wären sie nicht da – die Arbeitsteilung einer totalen Kriegführung im Sport? Wer als Leistungssportler im übrigen nicht in der Lage war, den für ihn bestimmten Gegner aus dem olympi-

schen Weg zu räumen, der wurde mitunter, auch dies nur folgerichtig, als „*Versager*“ abqualifiziert. Sportler, denen es schon zur Ehre gereichte, da beigewesen zu sein, und die, wenn es um Medaillen und vordere Plätze ging, kaum mitreden konnten, hatten es da besser: Als Versager konnte man sie nicht bezeichnen. Bei den Medailenanwärtern klagte man hingegen glashart Leistungen ein, die nicht zu erbringen sie sich nicht erdreisten durften, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, daß man über sie herfiel. Folglich sind die deutschen Olympiateilnehmer trotz der 59 erworbenen Medaillen „mit einem Sack von Ettäuschungen heimgekehrt“ (so ein Fernsehmoderator), obwohl es an „*Hellden*“ trotz der „*Versager*“ bei Gott nicht fehlte.

Die Art und Weise, wie hier eine interessierte Öffentlichkeit Leistungen sehen wollte, ließ aus den Sportlern Maschinen auf Beinen werden, bei denen die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht die von ihnen erwartete Leistung erbringen, auf Grund ihres hohen Perfektionierungsgrades auf ein Minimum reduziert ist. Von „*Leistungsfetischismus*“ sprach der Vorsitzende des Bundesausschusses Leistungssport und Chef de Mission der bundesdeutschen Olympiamannschaft, *Hans Fal-lak*, in diesem Zusammenhang. Man pumpt private und öffentliche Gelder in die Sportler hinein – und wehe, es kommt in Form von Gold, Silber oder mindestens Bronze nicht heraus, was man hineingesteckt hat. Leistungssportler sind sportpolitische und werbewirtschaftliche Investitionsgüter geworden. *Honni soit qui mal y pense*.

Die betreffenden Sportler mögen es einem verzeihen: Ein Sturz wie der von *Mary Decker* beim 3000-m-Lauf, die Nerven, die Zehnkampf-Weltrekordhalter *Jürgen Hingsen* im entscheidenden Augenblick fehlten, um gegenüber dem späteren Olympiasieger *Daley Thompson* mithalten zu können, die vielen in den Medien spitz vermerkten sogenannten „*Ausfälle*“ bei Sportlern, deren Medaillenrang in den Berechnungen der Sportplaner fest vorgesehen waren, sie bestärken einen in der Hoffnung, daß sportliche Leistungen

auch weiterhin von mehr abhängen als von noch so perfekten Planungen eines Komplexes, bestehend aus Sportmedizin, -technologie und -funktionären. Gäbe es nur „geplante“ Leistungen wie die vier Siege eines *Carl Lewis* oder den von „*Pokerface*“ *Dietmar Mögenburg*, warum sollte man eigentlich noch die Mühe auf sich nehmen und „*Spiele*“ dieser Art veranstalten?

Der Grund für die vielen „*Ausfälle*“ soll auch schon gefunden sein. Gewohnt, messerscharf nach den erwirtschafteten Gewinnen einer unternommenen Investition zu fragen, und unerschütterlich im Glauben an die selbstheilenden Fähigkeiten des „*freien Spiels*“ der Kräfte, kommt man schnell auf des Pudels Kern: Die Wohlstandsmentalität habe den Sportlern den letzten nötigen Biß im Kampf genommen, ist zu lesen. Es fehle ihnen offenbar eine gewisse Besessenheit darauf, sich durchzusetzen. Weich gepolstert durch Neckermanns Sporthilfe-Tantiemen, ginge diesen Wohlstandskindern ab, was zum Erfolg unbedingt nötig sei: Eroberungsdrang, Durchsetzungsvermögen.

Das vielfach martialische Vokabular, das Beschwören einer seltsamen Kampfeslust als Voraussetzung für den Sieg wollen gar nicht recht passen zum Optimismus über das angeblich wiedererstarke Olympia als einem friedlichen Treffpunkt der Jugend aus aller Welt, wie er nach Los Angeles immer wieder hinausposaunt wurde. Die politisch motivierten und, wie man meint, inzwischen abgewendeten Boykottandrohungen sind nicht die einzige Gefahr für Olympia. Der Sport selbst könnte mehr und mehr aus friedlichen *Spielen* pseudoolympische *Kämpfe* werden lassen. Es sei denn, Olympia und dem Leistungssport gelinge eine Rückbesinnung auf das Spielerische, das zwar nicht das einzige den Sport ausmachende Motiv darstellt, immerhin doch aber ein wesentliches. Ein Sport, der das spielerische Element mehr und mehr verlöre, geriete noch weiter aus dem Gleichgewicht, als es heute schon der Fall ist. Ein Sport, aus dem der Faktor Zufall verbannt würde, in dem eine Niederlage zur Schande hochstilisiert würde, wäre kein Sport mehr.

nt